

dtv



Hamed  
Abdel-Samad

# Schlacht der Identitäten

20 Thesen zum Rassismus –  
und wie wir ihm die Macht  
nehmen

dtv

Ausführliche Informationen über  
unsere Autorinnen und Autoren und ihre Bücher  
finden Sie unter [www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich.

Von Hamed Abdel-Samad ist bei [dtv](http://www.dtv.de) erschienen:  
Aus Liebe zu Deutschland



© 2021 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlags zulässig.  
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die  
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.  
Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird,  
ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen  
dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der  
Verlinkungen nicht erkennbar.  
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen  
Gesetzt aus der Minion Pro  
Druck und Bindung: C.H. Beck, Nördlingen  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28275-8

»Rassismus bedeutet die Überzeugung, dass ein Beweggrund wie Rasse, Hautfarbe, Sprache, Religion, Staatsangehörigkeit oder nationale oder ethnische Herkunft die Missachtung einer Person oder Personengruppe oder das Gefühl der Überlegenheit gegenüber einer Person oder Personengruppe rechtfertigt.«

*Begriffsdefinition der Europäischen Kommission gegen  
Rassismus und Intoleranz*

<b>Einführung</b>	<b>9</b>
TEIL I	
<b>Rassismus im Spiegel von Geschichte und Gegenwart</b>	
<b>These 1</b>	
Rassismus ist eine anthropologische Konstante	<b>17</b>
<b>These 2</b>	
Rassismus ist (k)ein Privileg der Weißen	<b>21</b>
<i>Exkurs:</i>	
<i>Wie Macht, Kolonialismus und Wissenstransfer zusammenhängen</i>	<b>26</b>
<b>These 3</b>	
Der heutige Rassismus ist das letzte Aufbäumen einer primitiven Identität	<b>33</b>
<b>These 4</b>	
Angst und eigene Demütigungen sind Triebfedern von Rassismus	<b>39</b>
<b>These 5</b>	
Rassisten sind immer nur die Anderen	<b>47</b>
<b>These 6</b>	
Wenn die Fremdzuschreibung zum Selbstbild wird	<b>57</b>

<b>These 7</b>	
Wenn Stereotype nicht hinterfragt werden	63
<b>These 8</b>	
Wenn Antirassisten sich wie Rassisten verhalten	69
<b>These 9</b>	
Rassismus als Abwehrreaktion gegen Schuld	75
<b>These 10</b>	
Wenn der Rassismusvorwurf zum Machtinstrument der (vermeintlich) Schwächeren wird	81
<b>These 11</b>	
Gibt es mehr Rassismus oder »nur« mehr Beschwerden darüber?	89
<b>These 12</b>	
Vielfalt, Respekt und Empathie können nicht diktiert werden	95
<b>These 13</b>	
Die Haltung verändert die Sprache, nicht umgekehrt	99
<b>These 14</b>	
Die Rassismus-Industrie: Wer davon profitiert, dass wir ein Rassismusproblem haben	105

## TEIL II

### **Wege aus der Rassismusfalle**

#### **These 15**

Jede Stufe des Rassismus braucht andere  
Gegenmaßnahmen **113**

#### **These 16**

Wir brauchen eine offene Debatte über  
Rassismus, kein Tribunal **117**

#### **These 17**

Was uns spaltet und was uns eint **121**

#### **These 18**

Die Öffnung der deutschen Identität für Minderheiten  
setzt eine klare Definition dieser Identität voraus **125**

#### **These 19**

Individualismus als Ausweg **127**

#### **These 20**

Die empathische Gesellschaft – eine Utopie? **131**



## Einführung

Der Kampf gegen Rassismus sollte eine Gesellschaft eigentlich einen, nicht spalten. Denn diese menschliche Krankheit ist nicht nur für die Opfer von Rassismus, sondern auch für die Rassisten selbst und vor allem für die Gesamtgesellschaft extrem schädlich. Die Opfer verlieren durch rassistische und diskriminierende Erfahrungen oft das Vertrauen in das Gemeinwesen, in ihre Mitmenschen und – was noch schlimmer wiegen dürfte – sie verlieren das Vertrauen in sich selbst. Wenn Menschen in der Schule, im Alltag oder im Berufsleben nicht nach ihren Talenten und Fähigkeiten beurteilt werden, sondern nach ihrer Hautfarbe, ihrem kulturellen Hintergrund, ihrer Sexualität oder ihrer Religion, dann verlieren am Ende wir alle. Die Rassisten selbst berauben sich in ihrem Furor der Möglichkeit, am Wissen der anderen teilzuhaben und sich für deren Erfahrungsschatz zu öffnen. So schneiden sie sich ein Stück weit selbst von der Vielfalt dieser Welt ab und bleiben sowohl menschlich als auch geistig arm. Und eine Gesellschaft schließlich, die das Rassismusproblem nicht in den Griff bekommt, droht wie ein Körper zu werden, dessen Organe nicht mehr harmonisch zusammenarbeiten, sondern einander gegenseitig blockieren. So schwächt der Körper sich selbst und läuft Gefahr, sich mit der Zeit Stück für Stück von innen heraus zu zersetzen.

Rassismus war in Deutschland lange kein breit diskutiertes Thema, obwohl es ihn natürlich auch bei uns in verschiedenen Ausprägungen gab und gibt. Erst die Vorfälle in den USA im Jahr 2020 – die tödlichen Schüsse auf Breonna Taylor und Daniel Prude im März, auf Rayshard Brooks im Mai und Jacob Blake im August und vor allem der Erstickungstod von George Floyd durch Polizeigewalt, der die »Black Lives Matter«-Bewegung groß gemacht hat – brachte Rassismus auch bei uns auf die mediale und politische Agenda. Seither wird intensiv über Polizeigewalt und institutionellen Rassismus diskutiert. Menschen mit schwarzer Hautfarbe werden in TV-Sendungen eingeladen und von Zeitungen interviewt, um von ihren Rassismuserfahrungen zu berichten.

Doch die Art und Weise, wie wir in Deutschland über das Thema Rassismus diskutieren, legt – wie schon bei den Themen Migration und Integration – offen, dass in unserem Land etwa schiefläuft. Und zwar nicht nur in Bezug auf unsere Streitkultur. Die längst fällige Debatte wird ideologisch aufgeladen und emotional geführt, von den unterschiedlichen Lagern gekapert, instrumentalisiert oder relativiert. Hier Moralismus und Betroffenheitsrhetorik, dort Abwehr und Leugnen. Man bleibt nicht auf der Sachebene, nicht bei der wissenschaftlichen Definition von Rassismus, sondern verengt den Begriff auf eine Weise, wonach Rassismus offenbar nur ein Privileg des »weißen Mannes« zu sein scheint. Nach dieser ideologischen Ausrichtung des Begriffs gilt bereits die harmlose Frage nach der Herkunft eines Menschen als rassistisch und damit als indiskutabel.

Mit einer Debatte, in der nur vorgeworfen und verteidigt wird, schützt man weder die Opfer von Rassismus noch erreicht man die Rassisten selbst. Eine solche Debatte wird

letztlich nur zu einem Selbstbedienungsladen der Ideologen von links wie rechts.

Was als gut gemeinter Weg gedacht war, um die Bevölkerung für die Befindlichkeit der Opfer von Rassismus zu sensibilisieren und den Opfern ein Forum zu bieten, endete leider in vielen Fällen genau damit. Der Leser oder Fernsehzuschauer verspürte wahlweise Schuld oder Mitleid, oder wies die Tatsache, dass wir ein Rassismusproblem haben, vehement zurück. Doch weder Schuld noch Mitleid noch Leugnen helfen irgendjemandem. Schuldgefühle und Betroffenheit täuschen manchmal sogar vor, man habe dadurch bereits seinen Beitrag geleistet. Solidaritätsbekundungen, Sonntagsreden und Lichterketten reichen jedoch längst nicht mehr aus. Wir brauchen eine Debatte, die in die Tiefe geht. Doch diese wird – der vergleichsweise großen Präsenz des Themas in Politik und Medien zum Trotz – noch immer nicht geführt. Das hat auch damit zu tun, dass Antirassismus ideologisch oft mit Anti-Amerikanismus und Anti-Kapitalismus verflochten ist; und nicht selten wird der Rassismusvorwurf benutzt, um alte Rechnungen zu begleichen. Die Leidtragenden sind auch hier die Opfer von Rassismus, die ein zweites Mal zum Opfer gemacht werden: Weil ihnen keine Instrumente an die Hand gegeben werden, die sie selbst ermächtigen würden. Oder, wie eine afroamerikanische Freundin aus den USA einmal zu mir sagte: »Mir ist ein Trump-Anhänger, der mich ›Nigger‹ nennt, lieber, als ein Demokrat, der mich paternalistisch wie ein kleines Kind behandelt, das immer einen weißen Anwalt braucht, der seine Rechte sichert und verteidigt.«

Berichte von Betroffenen sind wichtig, weil sie uns zeigen, was Rassismus bei den Opfern und in der Gesellschaft

insgesamt anrichtet. Doch noch wertvoller könnten diese Berichte sein, wenn statt des Reflexes von Anklage und Abwehr bzw. Relativierung eine Reflexion in Gang käme. Anklagen und moralische Appelle allein führen nicht zu einem Umdenken bei den Tätern und schaffen auch keinen Frieden für die Opfer. Zielführend sind Anklagen ebenfalls nicht, wenn einzelne Opfer oder Aktivisten als Vertreter aller Schwarzen, aller Muslime, aller Migranten oder aller Flüchtlinge auftreten, und ihre subjektiven Erfahrungen für allgemeingültig erklären, um »die Gesellschaft«, »den weißen Mann« pauschal zu verurteilen. Rassismus ist ein Menschheitsproblem, das nur gemeinsam gelöst werden kann. Doch wenn Antirassisten meinen, nur People of Color (PoC) dürften über Rassismus reden, weil nur sie davon betroffen seien, kommt man nicht weiter.

Viele, die sich als Kämpfer gegen Rassismus inszenieren, bedienen sich letztlich der gleichen Mittel wie die Rassisten selbst: Sie unterteilen die Welt in Schwarz und Weiß, in Gut und Böse, sie betrachten Menschen nicht als Individuen, sondern als Vertreter von Ethnien und Gruppen. Sie polarisieren, kategorisieren und ordnen ein. Sie vereinfachen, indem sie die Gesellschaft spalten: Wer nicht für uns ist, muss gegen uns sein. Wenn Debatten aber nur eindimensional geführt werden, wenn es nur darum geht, die eigene Ideologie bestätigt zu sehen oder sie anderen überzustülpen, gelangen wir nicht zum Kern des Problems. Wir werden der Komplexität des Themas nicht gerecht und bedienen die gefährliche Sehnsucht nach einfachen Antworten. Und irgendwann wird der Druck, sich zu einer Seite bekennen zu müssen, so groß, dass gar kein Diskurs mehr möglich ist.

Die verkrampfte Debatte über Rassismus ist auch ein

Symptom für die konkurrierenden Identitäten und Utopien in dieser Gesellschaft. Sowohl bei Einheimischen als auch bei Zugewanderten ist die Sehnsucht nach einer geschlossenen, homogenen und von fremden Einflüssen weitgehend freien Identität inzwischen deutlich stärker ausgeprägt als noch vor ein paar Jahren. Der schnelle Wandel durch Globalisierung und Digitalisierung führt bei vielen Menschen zu einem Gefühl der Entfremdung und Entwurzelung. Bei manchen führt das zu einer Flucht in identitäre Utopien, die es in der Vergangenheit nie gab und die es auch in der Zukunft nicht geben wird. Diese fatale Form der Identitätshygiene füttert die Ängste vor anderen Identitäten, die die eigene vermeintlich schwächen oder unterwandern wollen. Demgegenüber steht die Utopie einer offenen, bunten Gesellschaft, die jedoch nicht verordnet werden kann, sondern sich behutsam entwickeln muss. Und die voraussetzt, dass wir den anderen als Individuum wahrnehmen, statt ihn auf bestimmte Attribute zu reduzieren.

Genau das aber lässt sich bei der Rassismusdebatte beobachten: Sie gerät sofort in diesen fatalen Identitätskampf und wird von der Öffnungspolitik der Linken und der Angst vor Unterwanderung oder gar »Umvolkung« der Rechten in die Zange genommen. Dabei ist Rassismus ein viel zu wichtiges Thema, um es den ideologischen Grabenkämpfen zwischen rechts und links zu überlassen. Denn das führt letztlich auch dazu, dass diejenigen schweigen werden, die sich nicht auf die eine oder die andere Seite schlagen wollen. Und darin liegt eine große Gefahr für den Zusammenhalt in unserer Gesellschaft und den Fortbestand unserer Demokratie.

Rassismus betrifft uns alle, er ist wie eine chronische

## 14 Einführung

Krankheit, die sich in der DNA der Menschheit seit Jahrtausenden festgesetzt hat. Die Entstehung und den Verlauf einer Krankheit zu verstehen, kann uns zwar nicht immer helfen, diese auch zu heilen, aber es kann uns Hinweise liefern, wie wir mit ihr leben können, ohne dass sie unser Leben dominiert oder den gesellschaftlichen Frieden bedroht. In diesem Buch will ich daher eine Art Weltreise meiner Rassismuserfahrungen nachskizzieren, ohne daraus einen Betroffenheitsbericht zu machen. Ich will weder klagen noch anklagen noch emotionale Apelle in die Welt senden, mit denen sich Rassisten ohnehin nie wirklich erreichen lassen. Ich will stattdessen versuchen, das Phänomen in seiner Vielschichtigkeit zu dekonstruieren, um es zu verstehen. Das Buch richtet sich an Opfer von Rassismus, aber auch an jene Menschen, die sich für Antirassisten halten, ohne selbst frei von Rassismen zu sein. Es ist insofern auch eine Einladung zur Reflexion und zur Überprüfung des eigenen Handelns und Denkens.

TEIL I

**Rassismus im Spiegel von  
Geschichte und Gegenwart**





These 1

## **Rassismus ist eine anthropologische Konstante**

Der Mensch begann seine Karriere auf diesem Planeten in einer sehr feindseligen Umgebung, in der die Sicherung der Nahrung – und damit sein Überleben – immer mit einem Kampf verbunden war. Einem Kampf nicht nur gegen Naturgewalten und wilde Tiere, sondern auch gegen andere Angehörige der menschlichen Spezies, die ihm die knappen Ressourcen streitig machen wollten.

Dieser existenzielle Kampf hatte einen wichtigen Motor: Angst. Und diese Angst veranlasste den Menschen, sich in Gruppen zu organisieren. Ein enger Zusammenhalt innerhalb der eigenen Sippe, verbunden mit einer Arbeitsteilung etwa bei der Jagd, versprach deutlich bessere Überlebenschancen für alle, die dieser Gruppe angehörten.

Die archaische Sippenbildung der frühen Menschheitsgeschichte folgte schon damals dem Prinzip der Abgrenzung: Wir gegen die Anderen. Der Andere trat nicht als Freund und Helfer in Erscheinung, sondern als Bedrohung, als Konkurrent um Nahrung, Land und andere Ressourcen. Je größer diese Bedrohung, je härter der Kampf, umso größer wurde die Angst, umso wichtiger die Schutzfunktion der eigenen Gruppe.

So gesehen könnte man auch sagen, dass die Wurzel für die Entstehung von Rassismus nicht Ausdruck der Überlegenheit einer Gruppe oder einer Ethnie war, sondern existenzielle Angst und Unsicherheit.

Die eigene Gruppe nahm jedoch nicht nur Ängste, sie wurde auch zum Quell anderer Ängste. Denn die Gruppe bestimmte, wer man war, sie legte Merkmale für die Zugehörigkeit fest und definierte sich oft durch Feindschaft zu einer anderen Gruppe. Die Konturen der eigenen Identität wurden erst durch die Abgrenzung zu anderen geschärft.

Die Begegnung mit anderen Kulturen verlief fast immer asymmetrisch. Mal war man der Eroberer, mal der Eroberte. Der Mächtige bestimmte die Spielregeln und ging selten fair mit den Unterlegenen um. Er kolonialisierte, tötete, versklavte und beutete die Ressourcen der eroberten Landstriche aus. Dieses Gebaren war kein Privileg des weißen Mannes, alle Hochkulturen in allen Weltgegenden verfuhrten nach diesem Muster.

Die Schwachen hatten Angst vor den Stärkeren, aber auch die Starken waren nicht frei von Angst. Sie fürchteten die Rache der Unterjochten. Ein Teufelskreis aus Angst, Hass und Aggression, der eine lange Geschichte von Unterdrückung und gegenseitigem Misstrauen in Gang gesetzt hat, die bis heute die Beziehung der unterschiedlichen Kulturen, Ethnien und Religionen zueinander prägt. Viele alte Verletzungen, Vorurteile und sogar Hass gegenüber bestimmten Gruppen haben die zivilisatorische Weiterentwicklung des Menschen überdauert und sind heute in jedem gesellschaftlichen System der Welt zu Hause. Das habe ich in Ägypten, in den Golfstaaten, in Japan, in den USA und auch in Deutschland erlebt. Diese Elemente aus einem System zu entfernen ist beinahe unmöglich, denn sie sitzen oft ebenso tief wie unsere unbewussten Ängste.

Unsere Angst vor dem Fremden, dem anderen, reicht zurück bis zu den Anfängen. Unser Gehirn verfügt immer

noch über ein altes, fremdenfeindliches Angstsystem, das eigentlich durch das intelligente Vernunftsystem kontrolliert wird, bei einer als groß empfundenen Bedrohung aber sofort aktiviert wird. Das Angstsystem, erklärte der Psychiater Borwin Bandelow in einem Interview mit der *Süddeutschen Zeitung*, »ist sehr einfach gestrickt. In etwa wie das eines Huhns.« Es hat dem Menschen einerseits beim Überleben geholfen, kann ihn aber andererseits auch dazu verleiten, selbst irrationalen Ängsten nachzugeben. Es kann allzu leicht getriggert werden, auch wenn der Verstand weiß, dass keine wirkliche Bedrohung gegeben ist.

In den vergangenen Jahrtausenden machte der Mensch kulturelle und zivilisatorische Quantensprünge. Er schuf beeindruckende Bauwerke und Kunst, brachte große Denker und Forscher hervor, er machte sich die Natur untertan, brachte Stahlkolosse zum Schwimmen und erreichte den Mond. Doch seine Triebe und Ängste blieben archaisch. Und das primitive Verständnis von Identität als Schutzschild gegen »die Anderen« blieb bestehen und mit ihm das Misstrauen gegenüber dem Fremden.

Wut, Hass und Aggression konnten zwar durch Gesetze, Spiritualität, Ethik, Musik, Kunst und Empathie gezügelt werden, doch wirklich davon befreien konnte sich der Mensch bis heute nicht. Das Streben nach Homogenität und die Abgrenzung zu anderen waren von Anfang an Bestandteil jeder Gesellschaft, auch, weil sie damals ihren Fortbestand sicherten.



These 2

## **Rassismus ist (k)ein Privileg der Weißen**

Die amerikanische Soziologin und Anti-Diskriminierungsaktivistin Robin DiAngelo geht davon aus, dass jeder weiße Mensch – bewusst oder unbewusst – ein Rassist ist. In einem Interview mit *Spiegel-Online* am 20. Juni 2020 begründete sie ihre These so: »Jeder Weiße ist Rassist durch die Sozialisation in einer rassistischen Kultur.« Daran könnten die Weißen auch nichts ändern, selbst wenn sie es wollten. Und selbst wenn sie glaubten, es ändern zu wollen, wollten sie es im Grunde doch nicht. Denn in Europa und den USA lebten sie in Gesellschaften, zu deren Grundlage es gehöre, dass Weiße privilegiert seien.

In diesem Interview, aber auch in ihrem Buch »White Fragility« rückt sie das Weiß-Sein in die Nähe einer Art Erbsünde, vor der es kaum ein Entrinnen gibt. Es sei denn, Weiße würden lernen, anders über Rassismus zu denken. Nicht mehr nur als individuelle, aktive und bewusste Handlung einer einzelnen Person, sondern als internalisierte Haltung, die in jedem weißen Menschen stecke.

Auch wenn DiAngelo mit ihrer Forderung nach einem neuen Nachdenken über Rassismus zweifelsohne recht hat, bedient sie sich doch einer Definition von Rassismus, die von der Forschung nicht ohne Grund angezweifelt wird: Ich meine einen biologistisch determinierten Rassismusbegriff, der davon ausgeht, dass Weiße diskriminieren und farbige Menschen diskriminiert werden.

Diese Definition reicht zurück bis ins 17. Jahrhundert, als man begann, Menschen in »Rassen« einzuteilen. Später entwickelte sich daraus in Europa eine pseudowissenschaftliche Rassenlehre, mit verheerenden Konsequenzen vor allem durch die Kolonialisierung und später den Holocaust.

Folgt man dieser biologischen Theorie, so wird aus Rassismus ein Phänomen, das vornehmlich auf Europa und die USA beschränkt ist und das vornehmlich People of Color zu Opfern macht, Weiße zu Tätern. Andere Formen der Ausgrenzung – kulturelle, religiöse oder sexuelle Diskriminierung etwa – lassen sich zudem so nicht erfassen.

Hinzu kommt, dass hinter den Thesen von DiAngelo ein fatales Denkmuster steckt, das man oft in linksliberalen Milieus antrifft. Der Glaube, Misstrauen und Vorurteile gegenüber Minderheiten abbauen zu können, indem man sich selbst und der eigenen Kultur mit Misstrauen und Vorurteilen begegnet. Über sich selbst und die Gesellschaft nachzudenken, ist nie verkehrt. Doch oft genug folgt darauf Selbstgeißelung und ein Verharren in einem Schuldkomplex. Wie aber kann man andere lieben, wenn man sich selbst hasst? Wie kann man die Arme für andere öffnen, wenn man selbst schuldbeladen und gebeugt durchs Leben geht?

Es gibt im Westen ein Ethos der Schuld und eine Identitätspolitik, die Toleranz gegenüber den »Fremden« verlangt, aber mit sich selbst hart ins Gericht geht. Der »privilegierte weiße Mann« muss sich ständig rechtfertigen und zurücknehmen. Tut er das nicht, steht er schnell auf der falschen Seite. Und dort wird er möglicherweise mit offenen Armen von den White Supremacists aufgenommen, mit denen er früher nichts am Hut hatte, die aber nun seinen Kampf um die Zurückeroberung der Heimat führen.

DiAngelo sieht den Motor des Denkens und Handelns in der Herkunft und Hautfarbe. Ist nicht genau das eine Form von Rassismus? Und wem hilft es, wenn Rassismus nun in die andere Richtung ausschlägt, indem Weiße unter Generalverdacht gestellt werden? Das Problem lässt sich nicht dadurch lösen, dass ein weiteres Mal ab- und damit ausgegrenzt wird.

Rassismus lässt sich nicht bekämpfen, indem man alte Hierarchien und Asymmetrien aufrechterhält oder neue schafft. Und schon gar nicht kann man eine Kultur der Toleranz fördern, wenn die eine Seite anklagt und die andere sich nicht einmal verteidigen darf. Das kann letztlich Rassismus nur weiter befeuern. Wer etwas von jemandem will, muss auch wissen, was dieser Mensch will. Wer Angst vor jemandem hat, muss auch die Ängste dieses Menschen verstehen. Erst dann haben wir eine Basis für ein faires Verhandeln und können auf Ergebnisse hoffen, die von allen getragen werden können. Aber diese beinahe religiöse Überhöhung des weißen Mannes als Verkörperung des Bösen erlöst nicht die Minderheiten, sondern öffnet die Tore zur Hölle für alle!

Diskriminierung mit Diskriminierung und Vorurteile mit Vorurteilen zu bekämpfen, funktioniert nicht. Und wenn wir nur dann friedlich zusammenleben könnten, wenn die eine Seite schuldgebeugt durchs Leben geht und die andere auf ihrem Opferstatus beharrt, dann hätten wir aus der Geschichte nichts gelernt und für die Zukunft nichts getan.

Gerade der Blick in die Geschichte zeigt nämlich, dass Rassisten und Opfer von Rassismus keineswegs nur in bestimmten Ethnien anzutreffen sind. Der weiße Mann hat

den Rassismus nicht erfunden. Rassismus ist auch keine Einbahnstraße, in der nur Weiße andersfarbige Menschen diskriminieren würden.

Bei aller berechtigten Kritik am Verhalten »der Weißen«: Hat der weiße Mann nicht die Aufklärung zustande gebracht, und die Konzepte von Toleranz und Gleichberechtigung auch politisch umgesetzt? War nicht auch Abraham Lincoln ein alter weißer Mann, der eine Armee aus Weißen führte, um gegen andere Weiße zu kämpfen, um die schwarzen Sklaven in den Südstaaten zu befreien? War der weiße Mann nicht auch daran beteiligt, die allgemeine Erklärung der Menschenrechte zu formulieren und hat er nicht auch Gesetze verabschiedet, die die Diskriminierung von Menschen aufgrund ihrer ethnischen oder religiösen Zugehörigkeit unterbinden? Sind es nicht auch weiße Männer und Frauen, die bei den »Black Lives Matter«-Demonstrationen mitmarschieren? Und ist er nicht selbst mit sich hart ins Gericht gegangen, wegen der Sünden der Vergangenheit?

Selbstverständlich gab es die weißen Sklavenhändler und Sklavenhalter, die Millionen von schwarzen Menschen viel Leid zugefügt haben. Und ja, es gab auch die weißen Kolonialherren, die die Bevölkerung auf dem afrikanischen Kontinent, die Ureinwohner Amerikas, Australiens und Lateinamerikas, die Araber und Inder als unterlegene Rassen betrachtet haben, um deren Unterdrückung, Ausbeutung oder Versklavung zu rechtfertigen. Und ja, es gibt heute auch die White Supremacists, den Ku-Klux-Clan, die Aryan Brotherhood, die Reichsbürger, die Identitären, Neonazis und Anhänger der Neuen Rechten, die von der Überlegenheit der weißen Rasse überzeugt sind, und Gewalt gegen Menschen mit anderer Hautfarbe ausüben.



Ich möchte mit dem Folgenden keineswegs relativieren – Schuld lässt sich nicht gegeneinander aufrechnen, Verantwortung nicht delegieren. Ich möchte aber Ihren Blick noch einmal auf die These lenken, dass Rassismus ein Menschheitsproblem ist, und nicht die Erbsünde der Weißen: Europäer und Amerikaner haben nicht anders gehandelt als andere Großmächte, die vor ihnen die Welt beherrscht haben. So haben die Araber halb Europa, halb Asien und weite Teile des afrikanischen Kontinents kolonialisiert. Zur Zeit des Osmanischen Reichs wurden Millionen Menschen in Vorderasien, in Nordafrika, auf dem Balkan, in Ost- und Südeuropa unterjocht. Noch heute träumen viele Araber und Türken von der Wiederherstellung des Kalifats und der Re-Islamisierung Europas. Viele von ihnen heben heute rasch den moralischen Zeigefinger und verurteilen den weißen Mann wegen seiner Kolonialgeschichte und wegen der Sklaverei – dabei wurde der Sklavenhandel in der arabischen Welt zum Teil erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beendet. Und zwar auf Druck der Europäer. Saudi-Arabien schaffte die Sklaverei übrigens erst 1963 offiziell ab. Doch bis heute leben Millionen von Migranten aus Asien und Afrika als Arbeitssklaven ohne bürgerliche Rechte in den reichen Golfstaaten, während sie im Westen nach wenigen Jahren ihrer Einreise Staatsbürger werden.

Bis heute leugnet die Türkei den Völkermord an den Armeniern in den Jahren 1914 bis 1917. Und nach wie vor vergeblich warten die Menschen in China auf eine Aufarbeitung von Maos Kulturrevolution, die Leid und Tod über Millionen Menschen gebracht hat. Heute richtet sich die Gewalt gegen Uiguren und Turkvölker, deren Angehörige in Umerziehungslagern interniert werden. Als Ende 2019 ge-

heime Papiere der chinesischen Regierung zu diesen Lagern bekannt wurden, sprach der China-Experte Adrian Zenz *n-tv* gegenüber von einem »kulturellen Genozid«: »Die systematische Internierung einer ganzen ethno-religiösen Minderheit ist, vom Ausmaß her, vermutlich die größte seit dem Holocaust.« Auch diese Menschen zählen. Und doch schaut die Welt weitgehend schweigend zu, selbst die islamische, die sich sonst immer sehr solidarisch zeigt, wenn sie ihre Werte bedroht sieht.

### **Exkurs: Wie Macht, Kolonialismus und Wissenstransfer zusammenhängen**

Wir haben es in der gesamten Weltgeschichte mit einem Kreislauf von Macht, Unterdrückung und Befreiung zu tun. Die Mächtigen hatten dabei stets ihre Zeitalter. Während man in Europa buchstäblich noch keulenschwingend auf den Bäumen saß, erlebten die Hochkulturen der alten Ägypter, der Iraker, der Perser, der Libanesen, der Nubier, Äthiopier oder Somalis ihre Blütezeit. Auf Stein und Papyrus wurden Bilder jener Völker verewigt, die sie militärisch besiegt und gedemütigt haben. Auf alten Papyrusrollen wurde aber auch Wissen festgehalten, das für nachfolgende Kulturen wie das Byzantinische Reich von unschätzbarem Wert waren. Das antike Griechenland war in den Gebieten der Philosophie, der Geschichtsschreibung und der Naturwissenschaften richtungsweisend. Die Sammlung griechischer Traktate, die als »Corpus Hermeticum« bekannt ist, befasst sich mit der Entstehung der Welt und mit der Gestaltung des Kosmos. Auch philosophische, astrologische, medizinische und

mathematische Texte sind darin enthalten. Einige von ihnen beruhen auf Übersetzungen altägyptischer Texte, festgehalten auch auf Inschriften an Bauwerken. In der Spätantike ging man davon aus, dass der Verfasser der Schriften – Hermes Trismegistos – tatsächlich gelebt hat; inzwischen weiß man, dass es sich dabei um eine synkretische Verschmelzung des griechischen Gottes Hermes mit dem ägyptischen Gott Thot handelt, und viele Schriften aus den Tempeln Ägyptens stammen.

Ich erzähle das deshalb so ausführlich, weil man daran erkennt, dass Geschichte nicht episodisch verläuft, sondern einzelne Phasen immer miteinander verwoben sind, aufeinander aufbauen. Die altägyptische Sprache, lange die Lingua Franca des Wissens, wurde vom Griechischen abgelöst, von nun an bestimmte die griechische Kultur das Geschehen in Nordafrika und in der Levante, bis das Römische Reich seinen Siegeszug antrat, und schließlich die islamische Expansion die Zeit der Antike beendete.

Die aufstrebenden Araber eroberten die alten Städte des Wissens in Ägypten, Persien, dem Irak, der Levante, Andalusien und in Teilen des byzantinischen Reichs. Nicht nur die militärische Stärke, sondern gerade auch die Neugier der Araber auf das Wissen der Anderen machte ihren Aufstieg perfekt. Die Werke der griechischen Philosophie, allen voran das »Corpus Hermeticum«, wurden ins Arabische übersetzt, eine regelrechte Wissensrevolution kam in Gang. Mit einem Mal waren die Araber in allen Bereichen überlegen: Mathematik, Medizin, Chemie, Musik und Philosophie. Selbst die mystische Sufi-Bewegung war ein Ergebnis dieses Wissenstransfers von den Griechen über die Gnosis zu den Arabern. Die Araber eroberten die halbe Welt, sie

versklavten viele Völker, aber sie bereicherten die eroberten Gebiete auch mit Wissen, Kunst und architektonischen Meisterleistungen. Es entstand eine blühende Zivilisation, deren Kultur der europäischen zu jener Zeit weit überlegen war. Doch die Araber machten einen Fehler, den später auch der weiße Mann machen sollte. Sie glaubten, ihr Wissen und ihre Macht seien allein das Ergebnis der eigenen Kultur. Sie vergaßen, dass sie nur eine weitere Stufe in der Pyramide der Zivilisation aufgebaut hatten. Irgendwann erlosch der Wissensdurst, und die Religion begann, einen höheren Stellenwert als das weltliche Wissen einzunehmen. Sie übersetzten nicht länger die Werke anderer Kulturen, suchten nicht länger den Austausch, sondern schotteten sich selbst von der Welt ab. Während in Europa die Renaissance begann, erlebte die arabische Welt in den folgenden Jahrhunderten die dunkelste Zeit in ihrer Geschichte.

Es ist kein Zufall, dass die Reise, die zur Entdeckung Amerikas führte, von der iberischen Halbinsel aus startete – im gleichen Jahr, in dem die Araber aus Andalusien vertrieben wurden. Die Araber hatten neben ihrem immensen Wissensschatz auch akkurate Welt- und Seekarten hinterlassen, die nicht nur für diese Fahrt von entscheidender Bedeutung waren. Stück für Stück übernahm der weiße Mann die Fackel und eroberte die Welt mit Wissen und Macht wie unzählige Hochkulturen vor ihm. Wie sie kolonialisierte er Länder und versklavte Völker, und wie sie brachte er aber nicht nur Elend.

Ägypten beispielsweise, wo diese wunderbare Reise des universellen Wissens vor Jahrtausenden begann, war zu Beginn des europäischen Zeitalters vom Rest der Welt isoliert. Unwissenheit, Armut und Aberglaube bestimmten das Leben

der Menschen. Vom alten Wissen der Pharaonen wussten sie ebenso wenig, wie von der Aufklärung in Europa. Die Pyramiden und die meisten pharaonischen Tempel lagen seit Langem unter Sand, andere wurden abgetragen, und für den Bau von Häusern und Gräbern hoher Beamter verwendet. Erst als Napoleon Ägypten im Jahr 1798 eroberte, kamen in seinem Gefolge Geologen, Archäologen, Historiker und Sprachwissenschaftler ins Land. Am 15. Juli 1799 wurde der Stein von Rosetta entdeckt, der die Entzifferung der alt-ägyptischen Hieroglyphen ermöglichte.

Die Expedition des französischen Kolonialherrn war also auch eine Brücke zwischen den Ägyptern und ihrem alten vergessenen Wissen und ihrer im Sand versunkenen Geschichte. Ähnlich wie zuvor die Araber als Brücke zwischen den alten Griechen und dem modernen Europa gedient hatten.

Mit Napoleon kam auch das moderne Bildungs- und Rechtssystem nach Nordafrika. Mit ihm kam der Buchdruck, der aus religiösen Gründen 300 Jahre lang in der islamischen Welt verboten war. Mit ihm kamen auch die Gedanken der Aufklärung, neue Erkenntnisse aus den Naturwissenschaften und der Medizin sowie moderne Bewässerungssysteme und ein effektiveres Ackerbausystem.

Die in Sachen Kolonisation lange »verspätete Nation« der Deutschen brachte die Eisenbahn, das Verwaltungs- und Bildungssystem in die neuen »Schutzgebiete«, hat aber auch den ersten Völkermord des 20. Jahrhunderts zu verantworten, als es in Deutsch-Südwestafrika den Aufstand der Herero und Nama brutal niederschlug.

Ja, der weiße Mann hat viel Leid über viele Völker gebracht, sehr viel Leid. Und er hat lange nicht begriffen, dass

er sein Wissen und seine Macht nicht nur aus sich selbst generiert hat, sondern auf den Schultern früherer Hochkulturen steht. Heute steht der Westen für eine tolerante, bunte und weltoffene Gesellschaft, während sich viele Teile der Welt mehr und mehr abschotten, ethnische und religiöse Homogenität anstreben.

Aber auch er hat Angst. Die Welt verändert sich rasant, und mit ihr die Bevölkerungsstruktur. Stellten die Europäer Anfang des 20. Jahrhunderts noch 25 Prozent der Weltbevölkerung, sind es heute weniger als 9 Prozent, bereits Ende dieses Jahrhunderts könnten sie unter 5 Prozent rutschen. Auch in den westlichen Ländern selbst verändert sich die Demographie durch Migration schnell. Viele alte weiße Männer fühlen sich nicht mehr mächtig oder privilegiert, sondern entfremdet und hintergangen. Entfremdung, Unsicherheit und Zukunftsängste führen zu einer Radikalisierung mancher Weißer. Sie wünschen sich eine Welt zurück, in der sie das Sagen haben oder in der sie zumindest unter sich bleiben können. Auch das ist ein Phänomen, das wir aus allen ehemaligen Hochkulturen kennen, deren Anhänger sich heute gekränkt fühlen, weil sie die Macht in dieser Welt verloren haben. Der islamistische Fundamentalismus und der türkische Nationalismus sind eine Folge dieses Machtverlusts; sie entspringen auch dem Gefühl, etwas Besseres verdient zu haben und von der Welt ungerecht oder nicht angemessen behandelt zu werden. Auch White Supremacy und radikale rechte Ideologien sind hier einzuordnen. Sie alle eint der Wunsch, sich hinter einer Welt von gestern verstecken zu wollen, weil sie mit der Gegenwart überfordert sind und Angst vor der Zukunft haben. Damit verpassen sie jedoch die Chancen, die ihnen die Welt von heute

bietet. Sie versuchen, die Uhr der Geschichte zurückzudrehen und werden scheitern, weil sich der Prozess der Evolution des Wissens und damit auch des menschlichen Bewusstseins nicht aufhalten lässt.

Es gibt zwei Lehren aus dieser Wissensreise: Erfolg hat nicht nur etwas mit Macht und Unterdrückung zu tun, sondern auch damit, dass man von »den Anderen« etwas lernt und das Gemeinsame sucht, statt das Trennende zu betonen. Man gewinnt, wenn man aus der Geschichte etwas lernt, und man verliert, wenn man sich abschottet und Ressentiments als wichtigstes Merkmal seiner Identität betrachtet.

Wir sollten deshalb aufhören, die Rassismusdebatte auf die Schiene der Schuld zu stellen, denn dadurch bleibt die Kommunikation asymmetrisch. Schuldgefühle rufen Widerstand und Trotzreaktionen hervor, denn die Kehrseite der Schuld ist Aggression. Und alles was auf Schuld gebaut wird, währt nicht lange, denn wer viel Schuld auf den Schultern trägt, kann nicht aufrecht stehen und seinem Gegenüber auf Augenhöhe begegnen. Wir sollten uns gegenseitig zuhören, statt uns gegenseitig anzuklagen. Denn unsere eigenen Ängste und die schweren Koffer, die wir mit uns herumschleppen, wiegen nicht schwerer als die Ängste und Koffer der anderen. Wir alle haben unsere Schwächen und Unzulänglichkeiten – sich gegenseitig darauf zu reduzieren, macht eine Versöhnung unnötig schwer. Versöhnung beginnt immer damit, auch die Ängste der anderen verstehen zu wollen. Dafür brauchen wir Selbstkritik, aber keine Selbstgeißelung. Und auf beiden Seiten den unbedingten Willen und die tiefe Überzeugung, dass Rassismus nur gemeinsam zu bekämpfen ist.





These 3

## **Der heutige Rassismus ist das letzte Aufbäumen einer primitiven Identität**

Dass Angst ein schlechter Ratgeber ist, ist eine Binsenweisheit. Gleichwohl ist Angst eine wichtige Triebfeder und ein Schutzmechanismus, der sichergestellt hat, dass der Mensch überhaupt überleben konnte. Die archaische Angst kennt heute ganz verschiedene Ausprägungen. Menschen haben Angst vor Haltlosigkeit und suchen Zuflucht in Religionen und Spiritualität. Sie haben Angst vor Verlust und halten selbst Beziehungen aufrecht, die ihnen nicht guttun. Andere versuchen, die Angst zu kanalisieren, und in positive Energie umzuwandeln. Indem sie sich für die Umwelt, den Kampf gegen den Hunger auf der Welt oder gegen Rassismus und Nationalismus engagieren. Und wieder andere verstecken ihre Angst hinter Wut, Nationalismus, Fanatismus und Rassismus.

Aber auch hier tritt die Angst vor dem Fremden nicht immer deutlich sichtbar nach außen. Ein Rassist sitzt nicht den ganzen Tag zu Hause und überlegt, wie er seine Hassobjekte beseitigen kann. Nicht selten versteckt sich ein Rassist auch hinter der Maske eines Antirassisten. Und das ist ein Punkt, an dem ich mit Robin DiAngelo durchaus übereinstimme. Weite Teile unserer demokratischen und pluralistischen Gesellschaft nehmen Rassismus nur dann wahr, wenn er unverhohlen daherkommt. Wenn das Knie eines

weißen Polizisten die Kehle eines schwarzen am Boden Liegenden zuschnürt. Wenn Flüchtlingsunterkünfte in Brand gesetzt werden, kahlrasierte Männer Migranten durch die Straßen hetzen. Rassisten, die ihren Rassismus so offen ausleben, machen es uns einfach. Wir können sie identifizieren und uns von ihnen abgrenzen. Problematisch sind Rassisten, die ihre Gesinnung nicht offenbaren, aber Menschen mit anderer Hautfarbe, Kultur oder Religion regelmäßig auf subtile Art und Weise ausgrenzen, kränken oder diskriminieren. Und genau das macht es so schwer, Rassismus in seiner Gänze zu erfassen und zu besiegen. Denn er ist wie der Sexualtrieb des Menschen: Man kann ihn ein wenig zähmen, aber überwinden wird man ihn nie wirklich können. Es wird immer Menschen geben, die ihre Sexualität nicht im gegenseitigen Einvernehmen mit dem Sexualpartner ausleben. Und es wird immer Menschen geben, die andere hassen, nur weil sie anders aussehen oder anders denken.

DiAngelo hat in ihrem Buch und in zahlreichen Interviews dargelegt, dass es am schwersten sei, mit jenen Menschen über Rassismus zu reden, die von sich selbst behaupten, nie bewusst etwas Rassistisches sagen oder tun zu wollen. Für ihre Identität sei es entscheidend, nicht als Rassisten gesehen zu werden, weshalb sie all ihre Energie darauf verwenden würden, den eigenen Rassismus zu leugnen. Rassisten sind immer nur die anderen, darauf werde ich später noch ausführlich zurückkommen.

Wir sind ein Stück weit blind dafür, was wir selbst jeden Tag zu Ressentiments und Ausgrenzung beitragen. Obwohl – oder gerade, weil – sich das kollektive Bewusstsein immer schneller in Richtung Vielfalt, Empathie und Weltbürgertum ausrichtet. Nicht alle können da mithalten, aber

es ist sehr viel einfacher, diejenigen aus der Menge herauszupicken, die ihre Ängste offen artikulieren. Sie schreien laut auf in einem Akt der Selbstvergewisserung und versuchen, sich gegenseitig Mut zu machen. Sie wännen sich an der Spitze einer Konterrevolution gegen die Errungenschaften der Moderne und gegen die offene Gesellschaft, weil sie fürchten, darin keinen Platz mehr zu finden.

Rassismus wird es deshalb immer geben, solange die Welt sich rasant verändert, während die alten Konzepte der geschlossenen Identitäten unverändert bleiben. Denn diese alten Identitäten bauen auf der Gegnerschaft zu anderen Identitäten auf. Menschen funktionieren so, dass sie in Kategorien denken, in Gruppen einteilen, wobei die eigene Gruppe als sehr differenziert wahrgenommen wird, die der anderen eher homogen. »Wir und die«, wobei die Inhalte, die diese Kategorisierung bestimmen, je nach historischem oder gesellschaftlichem Kontext unterschiedlich sein können.

Die Wurzeln des Rassismus allein in rechten oder religiösen Ideologien zu suchen, wäre daher ein fataler Fehler. Rassismus hat etwas mit unserer Geschichte und mit unserem Selbstverständnis als Menschen insgesamt und mit der Art und Weise, wie wir über uns selbst denken und wie wir leben, zu tun. Wir definieren uns durch Attribute, die uns ausmachen. Und hier liegt das erste Problem, hier öffnet sich die erste kleine Tür zum Rassismus: Wenn ich sage, ich bin ein Mann, ein Muslim, ein Deutscher, ein Liberaler, ein Heterosexueller, grenze ich mich automatisch von allen Menschen ab, die ein anderes Geschlecht, eine andere Religion, eine andere Nationalität, eine andere politische Richtung oder sexuelle Orientierung haben.

Diese Attribute machen aus uns unterschiedliche, un-

abhängige Persönlichkeiten, aber sie machen uns auch zu Kriegern in Identitäts- und Loyalitätskämpfen, selbst wenn wir das nicht bewusst wollen. Die Konturen unserer Identität schärfen wir seit Anbeginn durch die Unterscheidung zwischen dem, was wir sind, und dem, was wir nicht sind. Diese Selbstvergewisserung durch Abgrenzung hat Einfluss auf unsere Gedanken, unsere Diskussionen, unsere Arbeit, unsere Erziehung, unsere Hoffnungen und unsere Ängste. Die Wurzel von Hass und Rassismus liegt in dieser Trennung zwischen uns und den anderen. Offen zu Tage tretender und möglicherweise gewalttätiger Rassismus ist nur die Überspitzung dessen, was wir täglich bewusst oder unbewusst denken und tun. Auch Sie und ich, die wir vielleicht Stein und Bein schwören würden, alles zu sein, nur keine Rassisten.

Dazu ein einfaches Beispiel: Wenn man eine Fußballmannschaft anfeuert, will man, dass diese Mannschaft siegt, selbst wenn sie schlecht spielt. Man entwickelt Empathie für die eigenen Spieler und Antipathie für die der gegnerischen Mannschaft. Unser Wohlbefinden als Fan hängt davon ab, dass unsere Mannschaft gewinnt. Man will auf das gegnerische Tor schießen, will aber nicht, dass die anderen auf das unsere schießen. Man foult, will aber nicht gefoult werden. Man schreit, schimpft und flucht. Man fühlt sich besser, wenn man die anderen abwertet oder besiegt. Der Fußball ermöglicht Menschen, archaische Gefühle auszuüben, die in einer zivilisierten Welt keinen Platz mehr haben. Man schlägt sich auf die Brust, genießt die Gesellschaft Gleichgesinnter und singt Hymnen, die an Schlachtgesänge erinnern. In der Fankultur erlebt das archaisch-Sippenhafte, das männlich-Dominierte und Gewaltbejahende in gewis-

ser Weise eine Wiederauferstehung. Ein Urzustand bricht sich Bahn, der Offenheit, Toleranz, Akzeptanz und politische Korrektheit für einen Moment vergessen lässt.

Die Entwicklung von Bildung, Ethik und Philosophie haben unsere Gedanken, Selbstbilder und das Bild der anderen verfeinert und zivilisiert. Die alten Säulen der klassischen Identität – Sippe und später Nation, Religion und Männlichkeit wurden von der Moderne relativiert und in die Schranken gewiesen. Nationalismus, Islamismus und Rassismus hingegen wollen zu den alten Weltbildern, den Schwarz-Weiß-Identitäten und traditionellen Rollenvorstellungen der Geschlechter zurück. Sie appellieren an die archaischen Instinkte vornehmlich des angeschlagenen Mannes, der sich danach sehnt, seine alten Einflussgebiete zurückzuerobern.

Aber auch wenn der Mensch von vielen genetischen, kulturellen und erzieherischen Faktoren in seinem Handeln geprägt ist, so ist doch kein Mensch dazu prädestiniert, ein Rassist zu sein oder einer zu bleiben. Eine der Fähigkeiten, die den Menschen von »anderen Tieren« unterscheidet, ist die Fähigkeit zur Reflexion. Sie ermöglicht es uns, die Mauern unserer biologischen, kulturellen und psychischen Grenzen zu überwinden. Die Aufklärung hat uns in die Lage versetzt, Schwachpunkte zu erkennen, wenn Identität nur an Herkunft, Nation oder Religion festgemacht wird. Die Geschichte hat uns gelehrt, dass wir fähig sind, unser Handeln zu überprüfen und gegebenenfalls zu korrigieren. Vor 200 Jahren war die Sklaverei noch eine Selbstverständlichkeit in der Welt. Ihre Gegner hatten damals einen schweren Stand und nicht nur die Rassentheoretiker, sondern selbst die Philosophen gegen sich. Immanuel Kant verstieg sich in

seiner »Physischen Geographie« aus dem Jahr 1801 zu der These: »Die Menschheit ist in ihrer größten Vollkommenheit in der Race (sic) der Weißen. Die gelben Indianer haben schon ein geringeres Talent. Die Neger sind weit tiefer, und am tiefsten steht ein Theil (sic) der amerikanischen Völkernschaften.« Ausgerechnet er, der doch mit seinem kategorischen Imperativ ein grundlegendes Prinzip ethischen Handelns begründet hat.

Einige seiner Zeitgenossen und Nachfolger stellten sich sogar mit dem Argument gegen die Abschaffung der Sklaverei, dass ein Sklave es schwieriger haben würde, in einer Welt ohne einen Meister zu überleben, der sich um seine Nahrung und seine Gesundheit kümmert. Heute kann kein Mensch mehr die Sklaverei mit logischen Argumenten verteidigen. Damals waren die Argumente logisch, weil sie der kollektiven Weltanschauung entsprachen. Die damalige intellektuelle Elite, eskortiert von der Wissenschaft, sorgte für die theoretische Rechtfertigung und den moralischen Überbau, warum es legitim sei, weite Teile der Welt und mithin zahllose Ethnien gewaltsam zu unterdrücken.

Seitdem ist viel geschehen. Aber die Wurzeln dieser Vorstellungen reichen bis in die Gegenwart. Der heutige Rassismus ist keineswegs nur das Aufbäumen einer primitiven, archaischen Identität allein. Auch er hat sich weiterentwickelt, an die Gegebenheiten der Moderne angepasst, auch wenn er seine Herkunft nicht verleugnen kann.

These 4

## **Angst und eigene Demütigungen sind Triebfedern von Rassismus**

Ich selbst wurde sehr früh in meinem Leben mit Rassismus konfrontiert, lange bevor ich mein Heimatdorf in Ägypten verließ. In allen arabischen Ländern, die ich seitdem besucht habe, war Rassismus gegen bestimmte Gruppen oder Ethnien ein wichtiger Bestandteil der dortigen Identität. In den USA und in Japan habe ich sowohl strukturellen als auch Alltagsrassismus erlebt. Und auch in Deutschland wurde ich Zeuge verschiedener Arten von Rassismen. Über manche redet man offen, über andere schweigt man lieber. In all diesen Ländern konnte ich die Angst erkennen, die sich hinter dem (vermeintlichen) Überlegenheitsgefühl verbirgt, das ein Rassist gegenüber seinen Opfern empfindet. Deren Leid und Ohnmacht kenne ich aus eigener, schmerzlicher Erfahrung.

Als ich noch ein Kind war und in einem ägyptischen Dorf lebte, gab es in meiner Klasse drei Schüler, die ständig diskriminiert wurden. Einer war ein Beduinenkind, das wegen seiner Sprache von den anderen Kindern gehänselt und von Lehrern oft geschlagen wurde, weil es sich immer wieder einnässte. Die Lehrer fanden aber auch Anlässe für Gewalt und Demütigungen. Einmal wurde der Junge geschlagen, während der Lehrer dabei einen Koranvers rezitierte: »Die Beduinen sind mehr (als die sesshaften Araber) dem Unglauben und der Heuchelei ergeben und eher geneigt, die Gebote, die Allah auf seinen Gesandten (als Offenbarung)

herabgesandt hat, zu übersehen. Allah weiß Bescheid und ist weise.« (Sure 9, Vers 97)

Allah weiß Bescheid, aber das Kind wusste nicht, warum es dermaßen gehasst wurde. Mohammed hat sein Urteil über die Beduinen – und mit ihnen über die Juden und Christen als Ungläubige – vor 1400 Jahren gefällt. Viele Muslime halten diese Zuschreibungen des Propheten für allgemeingültig, bis heute.

Das andere Kind, ein christlicher Kopte, wurde wegen seiner Religion misshandelt. Seine Mitschüler rissen ihm das Kreuz vom Hals und schlugen ihn immer wieder so lange, bis er das Glaubensbekenntnis des Islam nachsprach. Vom gemeinsamen Herumtollen und Spielen mit den anderen Kindern in der Pause war er ausgeschlossen, weil er kein Muslim war.

Das dritte Kind war ich. Ich wurde wegen meiner Hautfarbe ausgegrenzt. Ich war heller als alle anderen Schüler. Meine Mutter stammte aus Kairo, ihr Vater, einige ihrer Schwestern und Brüder hatten grüne Augen. Auch mein jüngerer Bruder hat grüne Augen. Wegen meiner hellen Haut wurde ich in der Schule »Sohn der Kreuzritter« genannt. Der Legende nach sind grünäugige Ägypter mit heller Haut Nachkommen von Frauen, die von jenen Kreuzrittern vergewaltigt worden waren, die Ägypten im 13. Jahrhundert überfielen. Wegen meiner Haut gab man mir Fraunennamen, und auch sonst wurde kaum eine Gelegenheit ausgelassen, mich zu kränken. Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als eine dunklere Haut, um von den anderen Kindern angenommen oder zumindest nicht länger angegriffen zu werden. Diese Form der Selbstablehnung hat bei mir tiefe Spuren hinterlassen und prägt mich bis heute.